

# „Sie aber fiel vor ihm nieder und sprach: HERR, hilf mir!“

Der Text im Matthäusevangelium 15, 21-28 ist für mich einer der ungewöhnlichsten Texte der Bibel. Er lässt mich nicht los. Hier kommt Jesus bei seiner Tätigkeit als Wanderlehrer und -heiler in ein Gebiet, in dem Nicht-Juden wohnen. Eine Frau nähert sich ihm mit den Worten: „Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt!“

Da tut Jesus etwas, was wir von ihm nicht kennen: Er schweigt. Tut er das, weil er in einer Zwickmühle steckt, zwischen theologischer Korrektheit und moralischer Überzeugung? Wir wissen es nicht. Die Frau schreit Jesus und seinen Jüngern nach: Sie hat den unbedingten Willen, gehört zu werden. Sie wird Jesus ganz bestimmt nicht gehen lassen. Die Jünger – genervt oder unangenehm berührt – drängen Jesus, endlich zu reagieren. Mit einer theologischen Begründung weist er ihre Bitte ab: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ Meine Mission – so will Jesus sagen – wendet sich ausschließlich dem jüdischen Volk zu. Wenn dieses Volk sich bekehrt, wird es das Evangelium selbst zu den Heiden tragen. Was würden wir in diesem Moment tun? Wahrscheinlich würden wir uns beleidigt umdrehen und denken: „Wie kann ein Mensch, der ein Freund der Notleidenden sein will, so mit Menschen umgehen?“ Die Frau aus Kanaan tut dies nicht. Sie fällt vor ihm nieder und sagt: „HERR, hilf mir!“ Auf die Ablehnung reagiert



sie mit einer noch größeren Bitte und Erwartung. Doch Jesus spricht noch einmal seine harten Worte aus: „Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ Mit den „Kindern“ meint er die Nachfahren Abrahams, mit den „Hunden“ die Heiden. Spätestens nach diesem Vergleich würde jeder normale Mensch weggehen, aus Scham und Verletztheit. Nicht so die kanaanäische Frau. Für sie ist die Ablehnung eine Herausforderung: „Ja, Herr; aber doch essen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen!“

Jetzt ist Jesus plötzlich überwältigt von ihrer Hartnäckigkeit und von ihrem Mut, sich nicht unterkriegen zu lassen: „Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst!“ Da wird ihre Tochter gesund, erzählt es das Evangelium. Die kanaanäische Frau ist in ihrer Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit ein Vorbild für uns. Doch noch ein zweites Wunder geschieht in diesem Moment: Die Frau wird zur „Gläubigen“. Damit ist sie eine der ers-

ten Christen, die aus der Welt der Heiden kam. Sie ist unsere Vorfahrin.

An das Verhalten von Jesus habe ich allerdings meine Fragen: Wie konnte er mit dieser verzweifelten Mutter nur so umgehen? Dann fällt mir auf: Nicht nur für die Frau, auch für Jesus war die Begegnung ein Wagnis. Mit blutendem Herzen sprach er der Frau die Hilfe ab und riskierte dabei, dass sie sich abwenden könnte.

Er wusste, dass der überspannte Bogen schnell brechen könnte. Die Evangelien zeigen uns Jesus als einen Suchenden – er sucht nach Glauben. Hier findet er ihn. Es ist, als wären beide Gewinner.

Gott hört uns zu, auch dann, wenn er nicht zu hören scheint. Sein Schweigen ist schon ein Entgegenkommen und ein Zeichen, dass Hilfe nah ist. Wenn unsere Gebete nicht erhört werden, hilft uns Gott, unsere Sehnsucht zu stärken, so dass unsere Bitte wichtiger und für uns klarer wird. Vom Materiellen gehen wir zum Geistigen, vom Zeitlichen zum Ewigen, vom Kleinen zu Großen. Auf diese Weise gibt Gott uns viel mehr als nur das, worum wir ihn gebeten haben.

*Simona Prosič Filip, Pfarrerin und Leiterin der Frauenarbeit in der Evangelischen Kirche A.B. in Slowenien*